

Gefühlsverwirrung queer gelesen: Zur psychosozialen Situation von LGBT- Jugendlichen

Ein Beitrag von Thomas Kugler / Stephanie Nordt
KomBi – Kommunikation und Bildung, Berlin

Was zeichnet lesbische, schwule, bisexuelle und transgender- Jugendliche aus?

Die Forschung hat sich erst seit den 1990er Jahren mit diesen Zielgruppen beschäftigt, so dass es nur verhältnismäßig wenige Daten dazu gibt. Die vorliegenden Forschungsergebnisse beziehen sich meist auf schwule bzw. auf lesbische und schwule Jugendliche, teilweise wird auch auf Bisexualität eingegangen. Das Thema Transgender-Jugendlichen ist wissenschaftlich noch kaum erforscht, doch kann davon ausgegangen werden, dass sie in vielen Punkten vergleichbare Erfahrungen mit Sexismus und Homophobie machen wie lesbische und schwule Jugendliche.

Hier einige Forschungsergebnisse und ihre Hintergründe:

Im allgemeinen wird davon ausgegangen, dass der lesbisch-schwule Anteil der Gesamtbevölkerung bei ca. 10% liegt. Lesbische Mädchen und schwule Jungen sitzen also in jeder Klasse und in jeder Jugendgruppe, aber sie sind nicht ohne weiteres zu erkennen. Das unterscheidet sie von anderen Minderheitengruppen, wie etwa Kindern aus Migrantenfamilien. Lesbische und schwule Jugendliche bleiben als solche weitestgehend **unsichtbar**. Das hat auch mit der allgemeinen relativen Unsichtbarkeit schwuler Männer und mehr noch lesbischer Frauen in unserer Gesellschaft. Welche Gründe haben lesbische und schwule Jugendliche, sich nicht zu erkennen zu geben und warum werden sie von ihrer Umwelt nicht wahrgenommen?

Lesbische und schwule Jugendliche haben wie auch Transgender-Jugendliche **keine greifbaren Vorbilder**. Das heißt, daß sie keine positiven Identifikationsangebote für ein glückliches Leben als Lesbe oder Schwuler oder Transgender vorfinden. Fast alle Vorbildfiguren in Filmen, Jugendbüchern, Comics, in der Popkultur, in der Werbung, im Sport und auch unter den real ansprechbaren Erwachsenen in Schule und Familie sind heterosexuell und entsprechen den gängigen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Und das fängt nicht erst mit dem Jugendalter an: Schon im Kindermärchen finden Prinz und Prinzessin einander.

So durchlaufen also auch LGBT-Jugendliche eine **heterosexuelle Sozialisation** und lernen in dieser Zeit, welche Lebensform gut und erwünscht ist und wie sie einmal leben sollen. Die Erwartungen der verschiedenen Erziehungsinstanzen - Familie, Kindergarten, Schule und Freizeiteinrichtungen - in Blick auf eine eindeutige Geschlechterrolle und

ein heterosexuelles Begehren sind allgegenwärtig - von Kinderspielen bis zur Gestaltung der Schulbücher. Und weil bis zum Beweis des Gegenteils alle in unserer Gesellschaft für heterosexuell gehalten werden, halten sich auch lesbische und schwule Jugendliche dafür - jedenfalls so lang, bis sie bei sich gleichgeschlechtliche Gefühle wahrnehmen (für viele ist das bereits im Alter von 11 bis 13 Jahren der Fall). Für solche Gefühle ist in unserer Sozialisation jedoch ebenso wenig Platz wie für geschlechtsuntypisches Verhalten, im Gegenteil: beides wird lächerlich gemacht und abgewertet. Es ist erschreckend, wie früh Kinder bereits gelernt haben, daß man andere besonders empfindlich treffen kann, wenn man sie als schwul oder lesbisch beschimpft. Unter den **Schimpfwörtern** auf Schulhöfen rangieren diese Begriffe dementsprechend auch ganz oben. Kinder und Jugendliche benutzen "schwul" und "lesbisch" oft als abwertende Begriffe, ohne zu wissen, was die Wörter eigentlich bedeuten, also ohne eine Vorstellung davon, wie Lesben und Schwule leben. Und offen lesbische bzw. schwule Vorbilder, die dem etwas entgegensetzen könnten, existieren kaum. Viele Schimpfwörter dienen zudem dazu, Überschreitungen der Geschlechterrolle zu kritisieren und rollenkonformes Verhalten einzufordern.

Wenn Jugendliche auf **Bilder von Lesben, Schwulen und Transgender-Personen** treffen, dann geht es häufig um abschreckende Zerrbilder: das Hauptinteresse der Medien scheint auf der Darstellung von schrillen Männern in Frauenkleidung zu liegen, Lesben kommen hier kaum vor. Vereinzelt gibt es in einigen Ländern auch schwule oder lesbische Prominente, die aber von den Lebenswelten der Jugendlichen und ihrem Alltag sehr weit entfernt sind. Es ist zwar schön, daß einige wenige Personen des öffentlichen Lebens zu ihrer Lebensform stehen, aber Unterstützung holen kann man sich bei ihnen nicht. Als Identifikationsmodell ist das Leben von Stars oder Figuren aus Vorabendserien für die allerwenigsten Jugendlichen tauglich.

Wenig Unterstützung – und das ist für viele das Schlimmste – bietet meist auch die eigene **Peergroup**, denn gerade in der sowieso schon konflikträchtigen Zeit der Pubertät gilt die Maxime unter Gleichaltrigen „Wer dazugehören will, darf nicht anders sein“. Unter Jugendlichen gibt es ein starkes Bedürfnis nach Abgrenzung und nach gemeinsamen Regeln oder einem gemeinsamen Code für die In-Group. Wer davon abweicht, steht außen vor. Deshalb ist es sicherer, von gleichgeschlechtlichen Gefühlen in der eigenen Gruppe lieber nichts zu sagen - zumal viele lesbische und schwule Jugendliche diese verunsichernden Gefühle eine Zeit lang auch selbst ablehnen und verleugnen. Dazugehören ist alles, und nichts ist schmerzhafter als von der Clique ausgeschlossen zu sein. Jugendliche, die wahrnehmen, dass sie sich in ihrer psychosexuellen Identitätsentwicklung von der Mehrheit unterscheiden, fühlen sich ausgeschlossen und befürchten negative Konsequenzen, falls sie offen von ihrem Anderssein sprechen.

Auf die Frage „Was ging dir durch den Kopf, als dir das erste Mal bewusst wurde, dass du dich von Jungen (oder Mädchen oder Jungen und Mädchen) sexuell angezogen fühlst?“ fielen die Antworten der online befragten 271 Mädchen und 447 Jungen in einer deutschen Vergleichsstudie sehr unterschiedlich aus: Für 32,2 % der heterosexuellen Jugendlichen standen „Verliebtheit und Schwärmerei“ im Vordergrund, was nur bei 6,5 % der homosexuellen und nur bei 3,1 % der bisexuellen Jugendlichen der Fall war. Dagegen rangierten „Panik und Verzweiflung“ für 21,9 % der homosexuellen und 17,4 % der bisexuellen Jugendlichen sehr hoch unter den **Erstreaktionen** auf ihre Gefühle. Demgegenüber gaben nur 1,7 % der heterosexuellen Jugendlichen Panik und Verzweiflung als erste Reaktionen an (M. Watzlawik, Uferlos?, Aachen, 2004).

Und die **Eltern**, die doch für Jugendliche AnsprechpartnerInnen in Problemsituationen sein sollten? Sie haben mit der Homosexualität eines eigenen Kindes selbst Probleme. Wie eine niederländische Studie schon 1986 zeigte, lehnt fast die Hälfte aller Eltern ihr lesbisches oder schwules Kind ab, nur ein Viertel hat damit keine Probleme (J. Geerlof, Hebben homo's ouders?, Utrecht, 1986). Familiäre Spannungen und aggressive Reaktionen von Eltern bis zum Verweis aus der elterlichen Wohnung gehören leider noch nicht der Vergangenheit an. Auch eine Berliner Studie von 1999 stellte fest, dass mindestens ein Elternteil negativ auf die Homosexualität ihrer Tochter oder ihres Sohnes reagiert. Zwei Drittel der dort befragten Jugendlichen hatten **negative Reaktionen von ihrem sozialen Umfeld** erlebt, die von Beschimpfungen bis zu körperlicher Gewalt reichten (K. Schupp, Sie liebt sie. Er liebt ihn, Berlin, 1999).

In einer Studie aus Niedersachsen von 2001 wurde die Lebenssituation, soziale und sexuelle Identität schwuler Jugendlicher untersucht und 353 junge Schwule zwischen 15 und 25 Jahren befragt (U. Biechele, G. Reisbeck, H. Keupp, Schwule Jugendliche, Hannover, 2001). Es stellte sich heraus, dass ihr Coming-out von den gleichen Konflikten begleitet war wie das der Generation vor ihnen in den 1970er Jahren: Das Bewusstwerden der gleichgeschlechtlichen Gefühle erfolgte bei den meisten Befragten zwischen dem 14. und 17. Lebensjahr. In dieser Phase litten die meisten an **Einsamkeit** und erheblichen **Identitätsproblemen**. 27 – 38% der Befragten berichteten von Beschimpfungen, 5,7 – 7,0 % hatten körperliche Gewalt erlebt. Auch in der **Schule** hatten 22 % von ihnen erlebt, dass Lehrer bei homophoben Sprüchen weghören, 27,2 % berichteten, dass Lehrer bei Schwulenwitzen mitlachten. Von einer Intervention gegen die Diskriminierung konnten 18 % berichten.

Hatten 44,9% bereits einen Suizid in Erwägung gezogen, so hatten 19,2% ernsthaft daran gedacht, sich umzubringen; 8,7% der Befragten hatten sogar schon einen oder mehrere Suizidversuche hinter sich. Anteilig sogar noch höher lag das **Suizidrisiko** bei den jungen Lesben, Schwulen und Bisexuellen, die 1999 in Berlin zu ihrer psychosozialen Situation befragt wurden. Die von der Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport in Auftrag gegebene Studie brachte das erschreckende Ergebnis,

dass für Jugendliche mit gleichgeschlechtlicher Orientierung ein viermal höheres Suizidrisiko besteht als für ihre heterosexuellen AltersgenossInnen. Eine Studie aus Österreich von 2006 ermittelte sogar eine sechsfach erhöhte Suizidversuchsrate bei schwulen Jungen (G. Faistauer, M. Plöderl, Out in der Schule, Salzburg, 2006). Ach hier wurde bestätigt, dass die Hauptinformationsquelle für Jugendliche nicht die Schule ist, sondern Medien, eigene Erfahrung und Freunde. Nur 5 % der Befragten hielten Lehrkräfte für kompetente AnsprechpartnerInnen.

Ein länderübergreifender Forschungsbericht von ILGA Europe und IGLYO unterstreicht, dass **Familie und Schule** die Bereiche mit den größten Anpassungsschwierigkeiten für LGBT-Jugendliche bilden. Mehr als die Hälfte der Befragten berichtet von Vorurteilen und Diskriminierungen in der Familie, zwei Drittel von negativen Erfahrungen an Schulen. Diese äußern sich vor allem als Einschüchterung (Bullying) durch andere SchülerInnen in Form von Beschimpfung, Ächtung und körperlichen Angriffen. Doch auch homophobe Äußerungen von Lehrkräften werden als Problem benannt, ebenso die fehlende aktive Unterstützung durch LehrerInnen oder das Verschweigen von LGBT-Lebensweisen in den Rahmenplänen und Lehrplänen (J. Takacs, Social exclusion of young LGBT People in Europe, Brüssel, 2006)

All dies sind Gründe dafür, daß Jugendliche, die bei sich gleichgeschlechtliche Gefühle entdecken oder Zweifel an ihrer sexuellen Identität haben, auf diese Entdeckung nicht mit Freude, Spannung und Begeisterung, sondern mit Angst, Sorge oder Verdrängung reagieren, und sehr häufig mit Schweigen. Sie teilen sich nicht mit, weil sie nicht wissen, wie ihr Gegenüber sie beurteilen wird. Sie verschweigen ihr Anderssein und probieren, allein damit klarzukommen. Sie schweigen, weil sie niemanden haben, mit dem sie reden könnten. Dies führt LGBT-Jugendliche in eine Situation von **Einsamkeit, Unsicherheit und Isolation**, die ihre heterosexuellen Altersgenossen nicht kennenlernen. Eine typische Aussage dazu ist: "Ich dachte, ich bin die/der einzige auf der Welt."

Wie in der Forschung deutlich wird, erfahren lesbisch und schwul empfindende Jugendliche nur wenig oder keine Unterstützung durch ihre soziale Umgebung. Vielmehr werden sie aufgrund ihrer Gefühle sogar häufig zu Zielscheiben von Witzen, Verachtung und anderen Diskriminierungsformen bis hin zu körperlicher Gewalt. Die Diskrepanz zwischen den eigenen Gefühlen und Wünschen sowie den verinnerlichten Moralvorstellungen und der Ablehnung durch die Außenwelt führt bei vielen zu **psychosozialen Problemen**. Eine Niederländische Studie über die Situation lesbischer und schwuler Jugendlicher in der Schule stellt neben der schon genannten Isolation und Unsicherheit eine ganze Reihe weiterer Probleme fest, von denen sie häufiger als ihre heterosexuellen MitschülerInnen betroffen sind. Darunter fallen Lernprobleme, Konzentrationsstörungen, Verhaltensstörungen wie übertrieben freches oder überangepasstes Verhalten, Alkohol- und Drogenmißbrauch,

psychosomatische Probleme wie Eß- und Schlafstörungen, Angst und Schuldgefühle, mangelnde Selbstakzeptanz, Vermeiden sozialer Situationen, Depressionen und Suizidversuche. (A. Kersten, Th. Sandfort, Lesbische en homoseksuele adolescenten in de schoolsituatie, Utrecht, 1994). Die Lebensbedingungen von lesbischen Mädchen unterscheiden sich in vielen Punkten von denen schwuler Jungen. Dazu gehören beispielsweise ein späteres Coming Out, noch größere Unsichtbarkeit, andere psychische und psychosomatische Probleme. Die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Erfahrungen lesbischer Mädchen korrespondieren mit denen ihrer heterosexuellen AltersgenossInnen.

Wir sehen also, daß LGBT-Jugendliche eine schwierige Aufgabe in der an Schwierigkeiten ohnehin nicht armen Zeit der Pubertät zu bewältigen haben. Die Antwort auf die entscheidende Frage dieses Lebensalters, "Wer bin ich?", ist für sie nicht ohne weiteres zu geben, sondern muß errungen werden. Das **Coming out**, die Bewusstwerdung und Annahme der eigenen sexuellen Orientierung, ist ein langwieriger Prozess der Identitätsentwicklung und -findung. Es vergehen in der Regel zwei bis drei Jahre, bis dem inneren Coming out auch ein äußeres folgt: das Reden über die eigenen Gefühle mit anderen, der Dialog und Austausch und schließlich das selbstbewußte Mitteilen "Ich lebe lesbisch." bzw. "Ich lebe schwul.", das sogenannte **Going public**. Der Identitätsfindungsprozess von transgender-Jugendlichen wird oft als doppeltes Coming-out beschrieben, bei dem zunächst die sexuelle Orientierung im Zentrum steht (lesbisches bzw. schwules Coming-out), dann aber die sexuelle Identität (Coming-out als Transgender). Auch ihr Coming-out und Going public als Transgender ist gekennzeichnet von der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Bildern von vermeintlich richtiger Männlichkeit bzw. Weiblichkeit und wird erschwert von Sexismus und Homophobie. Das Going Public bleibt für alle LGBT-Personen ein lebenslanger Prozess, denn die Frage „Sag` ich es oder sag` ich es nicht?“ stellt sich immer wieder aufs neue: Je nach innerem Befinden, Lebensphase, beruflicher oder familiärer Situation entscheiden sich lesbisch, schwul oder bisexuell lebende Menschen und Transgender immer wieder neu und immer wieder anders.

Selbstverständlich erleben LGBT-Jugendliche nicht nur Schwierigkeiten und psychosoziale Probleme. Zu ihrem Leben gehören auch **positive Erfahrungen** und Erlebnisse, wie Verliebtsein, gute und enge Freundschaften, vertrauensvolle und intensive Gespräche, Begegnungen mit für ihr Leben wichtigen Menschen, das befreiende Erlebnis, ja zu sich zu sagen und die Person zu werden, die in ihnen steckt. Doch leider erleben sie all diese Dinge noch in zu geringem Maße, zu selten und zu spät, weil sexistische und homophobe Diskriminierungen ihre Entwicklungsmöglichkeiten einschränken. Auf dem langen und schwierigen Weg vom Coming Out zum Going Public brauchen LGBT-Jugendliche **Informationen, Unterstützung und Rückendeckung**. Letztendlich hängt ihr Glück wie bei allen anderen Menschen davon ab, ob sie geliebt werden und sich selbst und andere lieben lernen. Dazu brauchen sie wie alle Unterstützung und die notwendigen Räume für Selbstfindung und

Entfaltung ihrer eigenen Persönlichkeit. Pädagoginnen und Pädagogen sind besonders gefragt, LGBT-Jugendlichen Mut zu machen, sie zu stärken und in ihrer Entwicklung zu begleiten, damit sie in Zukunft verstärkt Erfahrungen von sozialem Einschluss machen können.

KomBi – Kommunikation und Bildung
Berlin, 2007

www.kombi-berlin.de

Dieser Beitrag wurde ursprünglich veröffentlicht unter: Thomas Kugler / Stephanie Nordt, Gefühlsverwirrung queer gelesen. Zur psychosozialen Situation von LGBT-Jugendlichen
Internetveröffentlichung unter www.kombi-berlin.de, 2007

Die Veröffentlichung an diesem Ort erfolgt mit freundlicher Genehmigung der AutorInnen.
Vielen Dank!